

Herzwerk

Queer und interracial leben in der Schweiz

Romeo Koyote Rosen und Jasmine Keller

If there's a time and a place for everything
then why can't we be on time?
How could we tell them that this life was made
for me and you?

MARLA GLEN, LOVE AND RESPECT

Romeo

Deutschland 1965. Zwanzig Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg.

Meine weiße, in Gelsenkirchen-Buer im Ruhrgebiet geborene Mutter ist sehr verliebt in diesen Schwarzen charismatischen Afrikaner, der von seinen ghanaischen Freunden »Prinz« genannt wird. Er lernt Deutsch und studiert Architektur. Ich werde geboren, meine Mutter will mich so sehr, aber der Vater zieht weiter, lässt das Kind und die Mutter allein und emigriert in die Schweiz. Er kauft sich einen Mercedes-Benz und bemüht sich um die Schweizer Staatsbürgerschaft. Er gründet eine Familie. Der Vater tut so, als gäbe es mich nicht. Ich glaube, er tut auch so, als gäbe es seine afrikanische Geschichte nicht.

Seinen Kindern in der Schweiz, meinen Halbgeschwistern, hat er nie von mir erzählt.

Erst vor einigen Jahren habe ich meine Schwester getroffen, zufällig, in einer Disco!

Meine Mutter liebt ihr Schwarzes Baby über alles. Die deutsche Gesellschaft ist geprägt von den Nachkriegsjahren. Ein Schwarzes uneheliches Kind gehört abgetrieben. Für alleinerziehende Mütter gibt es kein positives Bewusstsein, keine Unterstützung. Meine Mutter hat drei Wochen bezahlte Stillzeit, danach muss sie wieder Vollzeit arbeiten, um für die Miete der Wohnung, den Lebensunterhalt und das Babyheim aufzukommen. Tagesmütter haben Angst, für ein Schwarzes Baby zu sorgen, weil ihre weißen Kinder dann gemieden würden.

Meine Kinderjahre sind eine Odyssee, von einem Babyheim zum anderen Babyheim und von Großmüttern zu Tanten und Pflegemüttern, von Süddeutschland nach Norddeutschland und wieder zurück. Mal badisch, mal hochdeutsch.

Mal protestantisch, mal katholisch.

Ich bin sieben Jahre alt, als meine Mutter einen weißen Deutschen heiratet und sie mich heimholen. Meine Mutter ist bereits stark psychisch und physisch angeschlagen und ihr neuer Ehemann leidet an einer manisch-depressiven Krankheit.

Ich bin ein kräftiger, angstfreier Wunderling und entwickle mich zu einem begehrten Tomboy. Obwohl ich die Jungsbanden anführe, mich mit ihnen prügle und um Murneln spiele, obwohl die Mädchen von mir fasziniert sind und mir Liebesbriefe schreiben, fragt mich der Stiefvater immer wieder mal, ob ich Probleme wegen meiner Hautfarbe hätte. Tatsächlich wachse ich auf im Wechselspiel von Schimpfwörtern und Faszination über meine Hautfarbe und meine Haare.

Während die Tragödie meiner Mutter ihren Lauf nimmt, werde ich zum pubertierenden Rebellen und mein Revier ist die Straße. Meine besten oder engsten Freundinnen nehmen die Rolle meines Stiefvaters ein, und wenn mir auf der Straße »Neger« hinterhergerufen wird, sind sie zur Stelle, um den Übeltäter zu verhauen, manchmal bemerke ich nicht einmal, dass es um mich geht. Mein junges Leben ist bereits geprägt von so viel unberechenbarer zweideutiger Aufmerksamkeit, dass ich neben einem äußerst extrovertierten Charakter auch einem sehr ausgeprägten introvertierten und mich selbst beschützenden Ego folge.

Ich bin Schwarz, das weiß ich. Mehr nicht. Als ich mit 21 Jahren zum ersten Mal London besuche, sitzt mir gegenüber in der Untergrundbahn eine Schwarze Familie. Ich schaue lange und ausgiebig in deren Gesichter und ich spüre einen großen Stolz und gleichzeitig weiß ich, dass ich kein wirklich Schwarzes Bewusstsein habe, ich bin völlig weiß aufgewachsen.

Meine einzige kurze Reise nach Ghana, 1991, ist für den Versuch, meine Schwarze Geschichte zu betrachten, nicht hilfreich, weil ich dort als Weiße und Reiche gesehen werde.

Erst auf meinen Reisen durch die Vereinigten Staaten fühle ich mich unter afroamerikanischen Lesben zu Hause. Ich fühle mich zum ersten Mal gehört. Ich werde zum ersten Mal wegen meines extrovertierten Verhaltens nicht getadelt oder erzogen, im Gegenteil, ich lerne, dass meine Ausdrucksweise okay ist, und ich erkenne mich auch in den Afroamerikanerinnen wieder. Ich habe zum ersten Mal keine Körperkomplexe. Ich kann twenty-four-seven über mein Schwarzsein quatschen.

Zwischenzeitlich habe ich in der Schweiz meine Ausbildung zur Psychiatriekrankenschwester absolviert. Als Grenzgängerin könnte ich nur Vollzeit arbeiten; weil ich das nicht will, beantrage ich die Niederlassung für die Schweiz.

In der Schweiz treffe ich auf radikal-separatistische lesbische Aktivistinnen und fühle mich wenigstens an einem Ort in der Schweiz richtig angekommen.

Ich kämpfe gegen die Gewalt und Demütigungen, gegen die Ausgrenzung, die die Gesellschaft stupide über Homosexuelle reproduziert.

Ich kämpfe gegen die Diktatur der binären Geschlechtszuweisung.

In der Schweiz bin ich eine lesbische Aktivistin.

In den Vereinigten Staaten bin ich eine Schwarze lesbische Aktivistin.

In den 1990er Jahren verschlingen all die weißen Lesben, die um mich herum sind, die Bücher von Audre Lorde und reichen sie mir weiter. Sie empfehlen mir die Bücher und ich lese sie, aber es passiert nichts. Da ist nur dieses unbehagliche Gefühl, dass ich es nicht auch noch schaffe, mich um meine Schwarze Geschichte zu kümmern. Ich habe weder eine Auseinandersetzung mit mir noch habe ich eine Auseinandersetzung mit den weißen Lesben, die von Audre Lorde schwärmen. Es gibt keine Fragen, es ist kein Thema. Der Kampf, als Lesbe zu bestehen, kostet bereits alle Lebensreserven.

Es war so einfach in den Vereinigten Staaten mit der afroamerikanischen lesbischen Community. Das Schwarze Wissen habe ich in mich aufgesogen. Alles war da und lebendig. In den Staaten habe ich mich lesbisch und Schwarz gefühlt.

Schwarzsein ist dort ein politisches Thema.

Auf diesem nahrhaften Boden habe ich meine transforme Seele gespürt und sie benannt.

Ich bin Schwarz, ich werde als Frau gesehen, ich bin queerlesbisch und Ausländerin in der Schweiz. Ich erfülle Diskriminierungsmuster dieser Gesellschaft.

Ich lasse mich aber nicht von euch kolonialisieren. Ich lasse mich von euch nicht maßregeln. Ich lasse mir von euch nicht vorschreiben, wie ich mich zu verhalten habe. Ich lasse mich nicht von eurem langweiligen, unproduktiven binären System blenden.

Meine Seele ist transform¹, immer wieder wandelbar. Ich bin weder Mann noch Frau. Ich bin Schwarz und Genderqueer-Aktivist. Ich betrachte die Geschichte immer wieder neu und lasse mich nicht von einer patriarchalen Geschichtsschreibung beirren.

1 | Transform: Geschlechtsvariante, eigene Wortschöpfung. Transgender: Ursprünglich war Transgender ein Ausdruck für Personen, die sich nicht dem einen oder anderen Geschlecht zugehörig fühlen. Trans: aus dem Lateinischen übernommen: über etwas hinausgehen, zu etwas übergehen bzw. jenseits von etwas (gelegen) sein.

Ich folge dem Ruf der Ahninnen. Ich weiß etwas über die Auflösung und über die Liebe. Ein Two Spirit nimmt die materialisierte Dualität in sich auf, um sie dann aufzulösen. Ich fühle mich davon intuitiv angesprochen.

Mit dem Benennen meiner transformen Seele beginnt auch die Sichtbarkeit einer queerfeministischen Bewegung in Zürich.

Eine ägyptischschweizerische Queergenderperson, eine Schwarze, spanischamerikanischschweizerische Queergenderperson, ich als afrodeutsche Queergenderperson und ein weißer feministischer, schweizerischer Queergender-Transmann, wir begründen die erste queerfeministische Plattform *Sündikat*.

Hier, inmitten der Utopie einer gelebten Geschlechtervielfalt, im subversiven politischen Kulturkreis, begegne ich zum ersten Mal, für mich annehmbar, einer Auseinandersetzung mit Mehrfachdiskriminierung. Hier werde ich als Schwarz wahrgenommen, hier treffe ich auf andere Blacks und People of Color mit einem politischen Bewusstsein und einer differenzierten Sprache.

In diesem Kontext habe ich meine Lebensgefährtin getroffen. Es war wichtig, dass sie sich als Queerfeministin versteht und ein Wissen über Intersektionalität für unabdingbar hält.

Jasmine

Als Kind suche ich jeden Morgen unter dem Kopfkissen, ob dort etwas vom Traum zurückgeblieben ist. Vielleicht eine Feder, vielleicht ein Wolkenstück, vielleicht ein Schatz. Daran denke ich schon abends, wenn ich in meinem Bett unter dem Dachfenster liege und nicht einschlafen kann. Es hat Kondenswasser zwischen dem Sonnenschutzrollo und der Glascheibe, hin und wieder löst sich ein Tropfen und reißt andere mit, quer übers Fenster, hinunter aufs Ziegeldach, hinunter in die Regenrinne, hinunter in den Garten und die Straße und das Dorf und die Hölle. Dort verdampft er dann.

Der Vater kommt spätnachts nach Hause, er lässt auf der Treppe den Schlüssel fallen und die Mutter schreit im Schlaf: »Maria hilf!«

Ich sage dem imaginären Hund, er könne jetzt zu mir ins Bett hüpfen. »Sei ein braver Hund«, sage ich, während ich die Decke über uns beide ziehe. »Nicht bellen, sonst hören sie uns noch.«

Nach der Schule passen mich die Jungs aus meiner Klasse ab, ziehen mich an den Haaren hinter das blaue Schulhaus, wo sie abwechselnd in meinen Bauch und in mein Gesicht treten. Dann spucken sie auf mich und sich in die Hände und sagen: »Das hast du davon, wenn du denkst, du könntest die gleichen Hosen tragen wie Sven! ...«

Die Hosen sind schwarz-weiß kariert, baggy, aufgenähte Beintaschen, es sind die neunziger Jahre.

Andy steht da, mit gesenktem Blick. Ich sehe zu ihm hoch.

Am Mittwoch nach der Religionsstunde schenkt er mir dann eine CD von East 17 und sagt bedrückt, ich könnte die Hose ja vielleicht zu Hause anziehen.

When the thunder calls you
From a mountain high
It's time to spread your wings and fly.

Und bald darauf tragen sie alle Kapuzenpullover mit der Aufschrift »Kämpfer der Schweiz«. Also einige tragen diese Pullover nicht, denn sie sind nun plötzlich die Bekämpften. Es ist schwer zu verstehen.

Oh, Kanton Aargau.

Ich arbeite für die Regionalzeitung und schreibe über 1.-August-Reden und Feuerwehrrübungen. Bei beiden Events kommen schwarze Stiefel zum Einsatz. Aber nur bei dem einen Bomberjacken. Sie waren damals noch nicht so weit mit der PR-Strategie. Sie rasierten sich auch noch die Köpfe.

Ich schreibe auch über die jährlichen Konzerte des Männerchors, werde stets persönlich eingeladen. Das ist schön, denn in der Pause gibt es Rüeblikuchen, den die Ehefrauen der Sänger jeweils selbst backen. Es wird niemals einen besseren Rüeblikuchen geben können. Schön feucht, mit Nelkengeschmack und Marzipanrüeblis oben drauf.

Ich bin fünfzehn und man sagt mir, man hätte mich gern in ihren Reihen. Aber es steht nichts gerade.

Es steht mir nicht, gerade zu stehen.

Außerdem prügeln sie mich jetzt auch, so nebenbei, quasi als Hobby, wir sind die Dragon Girls. Wir rächen uns. Wir rächen uns am falschen Ort. An anderen Mädchen.

Der Hass fühlt sich kalt an im Mund, wie Eisen, aber ohne den Geschmack.

»Wir hätten nicht gedacht, dass Jasmine so etwas machen würde.«

»Nein, wir wissen nicht, was sie dazu geführt haben könnte.«

Den Drachen werden die Flügel gestutzt.

Und unverhofft werde ich aufgefangen.

»Er ist mein bester Freund.« – »Mädchen und Jungen können nicht beste Freunde sein.«

»Er ist mein Freund.« – »Na also! Geht doch.«

»È il mio ragazzo.«

Ich beginne in einer neuen Sprache zu existieren. Das ist schön, denn da gibt es Worte wie *pipistrello*, *scintillare* und *compagnia*. Es gibt auch *pasta al forno* und eine neue Art zu streiten.

Wir sind nicht verliebt, wir sind innamorati
 wir sind nicht anders, wir sind altrimenti
 und wir gehen weg
 aus dem Dorf
 in die Stadt
 aus der Schule
 an die Uni
 wo die große Freiheit und das Wissen und die Zigaretten warten.

Ich rauche zu viel und werde dabei weder frei noch weise, sondern schwer und verwirrt.

Er büffelt, während ich mir selber ein Gewicht am Bein bin. In meiner Einzimmerwohnung sitze ich unter dem Schreibtisch, umklammere meine Beine, vergesse meinen Namen und schaffe es nicht in die Vorlesung.

Ich heiße nicht so.

Ich heiße sonst irgendwie.

Bereits jetzt schreibe ich mich in Fragmenten, in zerfallenden Worten. Drehe mich um meine Achse und schwinde mich durch den Abgrund. Etwas stimmt nicht. Etwas tut weh.

Von unter dem Schreibtisch versuche ich etwas zu verstehen, lese *Die Mädchenmannschaft* und *Racialicious*, und auch wenn es nicht reicht fürs Hervorkriechen, lerne ich doch etwas, was ich schon immer wusste:

We live in a violent world.

Ich mag es, wenn Dinge Sinn machen, ich mag es zu wissen, woher der Schmerz kommt, auch wenn es nicht tröstet oder hilft. Feminismus rettet mich über die Runden und der *Not Safe for Work Sexy Lesbian Sunday* von »Autostraddle« bringt mir auch ein bisschen Spaß in mein Anachoretinnendasein.

Und dann stirbt der Vater.

und dann stirbt der Vater

dann stirbt der Vater

stirbt der Vater

stirbt der

Vater

und ich heiße gar nicht mehr. weder so noch anders. noch überhaupt.

Vater unser im Himmel
wie auch jetzt und alle Zeit in Ewigkeit
statt »oh, mein Gott« könnte man auch einfach »fuck« sagen
fuck, schau dir mal diese Preise an
fuck, hast du mich jetzt erschreckt
fuck, das hätte ich jetzt nicht tun sollen
mich im Spiegel anschauen
denn – fuck, sehe ich scheiße aus.
ich schneide mir die Haare kurz ab
und die Oberschenkel auf
bis ich irgendwann anfangen zu laufen
nicht auslaufen, auch nicht weglaufen, sondern einfach nur laufen. einen
Schritt nach dem anderen
denn reden nützt nichts
kann ich auch nicht
»Mich kann man nicht mehr reparieren, ich bin unwiederbringlich be-
schädigte Ware«, sage ich stolz und höre nicht, wie mir der *fidanzato* die
Hand hinhält.
Ich kann sie nicht mehr ergreifen, schlage sie weg
gehe stattdessen zu Fuß nach Rom.
In Rom finde ich Gott nicht, ich finde auch mich nicht, aber Gehen ist eine
sinnvolle Erfindung
weitergehen
einfach mal so
denn was soll man denn sonst tun
ich werde eine Pilgerin

Ich bin auf einer weiteren Pilgerreise, als zu Hause mein guter Freund stirbt.
Das heißt, er stirbt sich selbst, er stirbt sich von einem Aussichtsturm. Ich gehe
an die Beerdigung und danach nach New York, wo ich in Korsett und Netz-
strümpfen meine Gedichte fremden Menschen ins Ohr flüstere.

New York, wo es tatsächlich Diners gibt mit Refill-Kaffee, wo ich am
nächsten Morgen in Brooklyn in einer Loft aufwache, im Arm einer anderen
Dichterin. Sie schläft, ich habe Kopfschmerzen. Es sind noch mehr Leute da,
die in den übergroßen Betten schlafen, in der Mitte des Raumes steht ein
großer Flügel, in ihm spiegelt sich die Skyline von Manhattan. Ich schleiche
mich raus, das alte Fabriktor lässt sich nicht geräuschlos schließen, und ich
gehe zu Fuß über die Brooklyn Bridge.

Ich wusste lange nicht, dass ich lesbisch bin.

Ich wusste auch nicht, dass ich weiß bin. Man weiß das halt nicht so.

Schon seltsam.

Wahrscheinlich ist es das, was so wehtat, immer – es nicht zu wissen. Nicht zu wissen, wo ich bin in der Gewalt.

Aber auch wenn man es weiß, ahnt man es nur.

Pancakes mit Maple-Sirup in einem Diner, denn warum bin ich sonst hier?

Ich fliege zurück in die Schweiz und nehme an einem DreamKing-Workshop teil, der in einem Brückenfeiler stattfindet.

Ich lasse mich aufschnauzen und Fabrizio werden.

Romeo sagt, er müsse heim zu seinen Katzen, und ich sage: »Dich kann man gut umarmen. Duesch mi nomol hebe?«

Romeo hält mich nochmals.

Und als wir Wochen später zusammen im Wald spazieren, bleibt Romeo stehen, schaut mich an, sagt: »Deine Augen sind so schön, sie haben dieselbe Farbe wie dein türkiser Schal.«

Und ich sage nur: »Da bist du ja endlich.«

Und Romeo sagt: »Da bist du ja«, nimmt meine Hand und wir gehen weiter. Die Luft ist kristallklar und es liegt schon vereinzelt Schnee.

Man kann das Atmen sehen.

Romeo: Zum ersten Mal in meinem Leben ist mein Schwarzsein ein Thema in meiner Beziehung. Meine Lebensgefährtin hat ein unerschöpfliches intellektuelles Wissen über Mehrfachdiskriminierung. Sie liest Bücher von Schwarzen Lesben und Frauen, die ihr Leben beschreiben in einer Gesellschaft, die tief verwurzelte kolonialisierte Verhaltensweisen auf sie projiziert. Meine Lebensgefährtin kommuniziert über digitale Netzwerke mit Schwarzen politischen Plattformen und Schwarzen lesbischen Aktivistinnen.

Ich erzähle Jasmine, dass für mich die Aussagen von Angela Davis im »Interview im Gefängnis«² prägend waren und mich darin bestätigt haben,

2 | Angela Davis: »When you talk about revolution, most people think of violence, without realizing, that the real content of any revolutionary thought lies in the principles, in the goals you are striving for, not in the way you reach them. On the other hand, because of the way society is organized, because of the violence that exists on the surface everywhere, you have to expect that there are going to be such explosions, you have to expect things like that as reactions. If you are a black person who lives in the black community all your life and walk out on the streets every day seeing policemen surrounding you ... I ... When I was living in LA, for instance, (...) I was constantly stopped! No, the police didn't know who I was, but I was a Black woman and had a natural and they, I suppose, thought I might be a »militant«. I mean, we live under such a situation constantly! And then, you ask me whether I approve violence. That doesn't make sense at all!« Quelle: Youtube, <https://bit.ly/2EQ05BB> (abgerufen am 26.12.18).

dass ich nicht schuld bin. Wir sprechen über *The Angry Black Womyn* beziehungsweise *The Angry Black Transform*.

Meine Freundin hört mir zu, sie verwirrt mich nicht durch eine weiße dominierende, mich zurechtweisende oder belehrende Haltung. Ich fühle mich sicher. Meine Kriegerin zieht sich zurück. Ich erzähle meiner Lebensgefährtin, wie anstrengend und triggernd mein Alltag als Schwarze Transform zu bewältigen ist.

In diesen Gesprächen und den Auseinandersetzungen mit meiner Lebensgefährtin finde ich die Kraft, meinen engsten Freundinnenkreis aufzufordern, zu meinem Schwarzsein Stellung zu beziehen.

Ich werde von binären Transpersonen, die sich auch politisch, sozial und rechtlich für Transthemen engagieren, nicht als Schwarze Transform wahrgenommen. Es gibt diese Geschichte, dass ich zwar im Namen der Vielfältigkeit angefragt wurde, für die Broschüre einer Transtagung in der Schweiz ein Foto von mir beizusteuern, dabei jedoch nicht bezüglich meiner Kompetenz angefragt wurde – obwohl an dieser Transtagung ein Workshop mit dem Titel »Erstes Schweizer Trans-Vernetzungstreffen Schwarzer und People of Color« angekündigt wurde.

In der Folge kritisierte ich die Person, die mich angefragt hatte. Ich kritisierte ihre Auseinandersetzung mit Intersektionalität und empfahl ihr, sich mehr mit Rassismus auseinanderzusetzen; auch die Institution, in der diese Person sich bedingungslos für die Rechte von Transpersonen engagierte, müsse ihr Wissen über Schwarze Transpersonen und Transpersonen of Color erweitern und sichtbarer kommunizieren.

Auf diese Kritik erhielt ich die Antwort, ich sei verletzend.

Meine Schwarzen Freundinnen sowie wenige meiner weißen supersensibilisierten und hochpolitischen Freundinnen und Aktivistinnen reagieren klar und empört, sie nennen es eine typisch kolonialistisch motivierte Haltung seitens der Person, die mich angefragt hat. Wir sind uns einig: Es zeugt von einem unreflektierten Umgang in Bezug auf rassistische Alltagsthemen und die Person hat sich mir gegenüber als Schwarzer, transformer Person diskriminierend verhalten. Meine Schwarzen Freundinnen und Blacktivistinnen teilen mit mir die Geschichten über den alltäglichen Rassismus, und endlich kann ich darüber sprechen, dass die Gewalt zuerst von außen kommt. Meine Wahrnehmung wird bestätigt und ich sage: »Ich wollte reden, ich wurde nie gehört.« Es gibt nur dieses *Bild* von mir.

Es gibt aber auch weiße Freundinnen, die ich wiederholt darauf ansprechen muss, bevor sie Antworten geben. Sie sagen, sie müssten sich beide Meinungen anhören. Ich würde der Person Rassismus unterstellen, dabei habe es die Person doch gut gemeint. Sie sagen, die Person habe das doch nicht so gemeint. Die Person sei halt nicht so sensibel.

Ich habe weiße Freundinnen, die sichtlich bemüht sind, die von mir erhobenen Anklagen nicht zu hören, sie kleinzureden und mir auszureden.

Ich habe weiße Freundinnen, die sich nicht trauen, die sich nicht mit dem Thema konfrontieren wollen, die überfordert sind.

Ich habe weiße Freundinnen, die ein schlechtes Gewissen haben.

Ich habe weiße Freundinnen, die denken, sie müssten meine Erwartungen erfüllen.

Ich habe weiße Freundinnen, die mir in einer Auseinandersetzung, wo es um Rassismus geht, Deutungshoheit zumuten.

Ich fühle mich elend. Sie wollen es nicht wissen und sie wollen auch nicht hören, dass ich Schwarz bin und dass ich als Transform (weder Mann noch Frau) seit 2001 an der Begründung und Sichtbarkeit einer queerfeministischen, nonbinären Bewegung in Zürich beteiligt bin. Es gibt noch andere genderqueere Schwarze und Personen of Color in der Schweiz, die maßgeblich zur Gestaltung und Öffnung von QueergenderTrans-Kulturorten beitragen. Es gibt uns schon lange.

Das Blut fließt aus meinem Körper, meine Kriegerin mobilisiert all ihre Kräfte. Ohnmächtig fängt mich meine Kriegerin auf und ruft laut und energisch: Ich bin nicht schuld. Danach sterbe ich zum wiederholten Male und auferstehe. Meine Kriegerin leckt meine Wunden und trägt mich zurück in das Königreich der Unbegrenztheit.

Dorthin hat meine Lebensgefährtin der Kriegerin ein Band aus Liebe zugesandt.

In der Beziehung zu meiner Lebensgefährtin wird das Alltägliche *weiße Allerlei* zu einer herausfordernden Aufgabe, wenn ich zu Jasmine sage: »Ein Mohrenkopf ist süß anzuschauen, außen Schwarz und innen aus Zuckerschäum, also eigentlich nichts drin.«

J: Ich verharre kurz, sage: »Boah!« und etwas später: »Krass.« Und noch später: »So habe ich das noch nie gedacht oder gehört.« Es ist also nicht nur als Wort rassistisch, sondern auch aufgrund dessen, was es bezeichnet. Ich schüttle den Kopf, lehne mich zurück, denke »fuck«, sage: Ich habe nicht gewusst, dass ich es nicht verstanden hatte, ich hatte taub geredet.

Im Stadtteil, in dem wir wohnen, gibt es ein kleines Café, das mit Schildern auf der Straße bewirbt, was jeweils für Leckereien angeboten werden – und da stand während Wochen in weißer Schrift auf schwarzer Tafel: »Dubler Mohrenköpfe«.

Ich hatte gehört, dass du gesagt hast, dass das nicht geht. Und doch hatte ich es nicht gehört. Wir hatten darüber gesprochen und ich hatte die Idee, den Cafébetreiberinnen Zettel vorbeizubringen, sie zu informieren, dass dieses

Schild rassistisch sei, doch getan habe ich es nie. Ich vergaß es. Ein bisschen drückte ich mich davor, vor allem aber dachte ich, das hätte ja Zeit. Und wahrscheinlich erwartete ich, dass du nochmals auf mich zukommen würdest und ich quasi mitkommen könnte.

Ein exotisches kleines Dessert.

Ich habe nicht reagiert. Du hast reagiert. Du bist hingegangen, sie hat das Schild abgehängt. Magst du erzählen, wie es war?

R: Nein, ich bin nicht einverstanden mit deiner Version.

Seit Wochen schon muss ich an dieser Mohrenkopftafel vorbeigehen, heute ist mir der Kragen geplatzt und ich habe mich bei der Cafébesitzerin beschwert. Die hat mir geantwortet, ich solle es nicht so persönlich nehmen. Ich bin nach Hause gekommen und war unendlich wütend. Ich habe die ganze Arbeit alleine machen müssen, obwohl wir das gemeinsam machen wollten. Ja, sie hat die Tafel abgehängt. Ich habe aber nicht das Gefühl, dass sie verstanden hat, dass dies rassistisch ist.

J: Ist es denn wichtig, dass sie verstanden hat, dass die Tafel rassistisch ist?

R: Ja, weil ich mich sonst nicht sicher fühlen kann, weder vor der Cafébesitzerin noch vor dir. Du gibst mir zwar das Gefühl, wir würden da gemeinsam durchgehen, aber du entziehst dich, indem du nichts tust.

J: Ich war mir nicht bewusst, dass es so dringend ist.

R: Eine Grunderfahrung aus meinem Schwarzen Leben in einer weißen Gesellschaft ist die Aushaltbarkeit. Wie lange halte ich es aus, nicht gehört zu werden, nicht verstanden zu werden, nicht unterstützt zu werden? Wie lange halte ich es aus, die Arbeit zu machen und mir dieses ewige Schweigen, die betretene Stille, die Ausreden, die nicht aufhören wollenden Projektionen anzuhören?

J: Okay, ich verstehe, aber ich weiß ja nicht, was ich tun soll. Wie soll ich reagieren können, wenn ich es nicht bemerke?

R: Was? Ich glaube, ich bin im falschen Film. Ich dachte, du hättest es verstanden.

J: *schweigt*

R: Was hast du nicht bemerkt, was weißt du nicht, was du tun könntest? Du hattest mir doch bereits deinen Plan erzählt. Du hattest doch bereits Ideen, wie du auf die Cafébesitzerin zugehen würdest.

Du machst gerade das Gleiche wie meine weißen Freundinnen, du stellst mich so dar, als hätte ich Erwartungen an dich. Das ist eine Projektion.

J: *immer noch wortlos*

R: Also, mein größter Schatz, noch mal von vorne. Warum willst du überhaupt auf die Mohrenkopftafel reagieren?

J: Weil ich will, dass du sicher in dieses Café gehen kannst ...?

R: Wenn du mich nicht kennen würdest und dieses Schild sehen würdest, wie würdest du dann reagieren?

J: *denkt lange nach*

Ich habe es vergessen. Ich habe vergessen, dass ich ursprünglich bereits einen Plan hatte.

Die Dekolonisierung meines Geistes, es fühlt sich an wie die Konfrontation mit einem Kindheitstrauma – ich dissoziiere, ich will wegschauen, wegrennen, keine Verantwortung übernehmen. Will klein sein, unschuldig sein. Will nicht wachsen. Eine weiße Frau zu sein bedeutet, in der Regression verharren zu dürfen.

Ich liege im Garten, streichle die Katze und bin nachhaltig erschüttert, wie greifbar die weißen Handschuhe stets sind für mich. »Ich weiß ja nicht, was ich tun soll. Ich bin doch unschuldig.« Und wie lange es brauchte, bis alles wieder am richtigen Ort war in meinem Kopf. Romeo musste für mich erst ein Szenario schaffen, in dem erhendo nicht existierte, damit ich mich endlich daran erinnerte, eine erwachsene, selbstverantwortliche Person in dieser Welt zu sein. Eine Person, die handlungsfähig ist.

Und es ist verdammt perfid – diese weiße Ratlosigkeit hat gleichzeitig zwei Auswirkungen: Nicht nur, dass sie die Schwarze Person in die Position der Handelnden zwingt, sondern sie spricht mich gleichzeitig auch frei. Ich weiß es halt nicht besser. Dass über diese regressive Bewegung rassistische Strukturen reproduziert werden, setzt dem Ganzen noch das weiße Sahnehäubchen auf.

Aber ehrlich gesagt, es ist gut und schön, wenn ich nachdenke über mich und meine Position in der Welt. Ja, ja, jede weiße Person muss sich dem eigenen Weißsein stellen und muss begreifen, dass sie die Arbeit machen muss. Doch mit dem Begreifen ist es nicht getan, die Arbeit muss auch tatsächlich gemacht werden.

Als weiße Person kann ich mich frei in Räumen bewegen, in denen sich eine nichtweiße Person niemals sicher fühlen kann. Und als weiße Person werde ich von anderen Weißen als »eine der ihren« wahrgenommen; sie sagen augenzwinkernd oder mit verschwörerisch hochgezogenen Augenbrauen irgendetwas Rassistisches, »was man ja wohl noch sagen dürfe« ... Und das sind die Momente, in denen ich eine Komplizin mit den Menschen of Color sein muss, dann kommt es darauf an. Im Gespräch mit meiner weißen Familie, mit weißen Kommilitoninnen, mit weißen Mitarbeiterinnen, mit weißen Wutbürgerinnen im Zug, mit weißen Polizistinnen am Bahnhof, mit all der weißen Gewalt, die überall sitzt und sich stolz fortpflanzt, da darf ich nicht bequem sein und einfach wegschauen. Da muss ich stehen bleiben, nachfragen, erklären, zuhören, schreien, lachen ... Das ist der Ort, an dem Weiße anti-rassistische Arbeit leisten müssen, und dafür gibt es keine Guetzi und erst recht keine kolonialistischen Desserts, dafür gibt es eine gerechtere Welt.³

3 | Lesetipp für alle jene, die Unterdrückungen bekämpfen (wollen), von denen sie selbst profitieren: [Indigenoussaction.org](https://indigenoussaction.org), »Accomplices not Allies: Abolishing the Ally Industrial Complex«, <https://bit.ly/1kPWq5H> (abgerufen am 26.12.18).

Die Geschichte mit der Cafébesitzerin ist ein sehr anschauliches Beispiel für wie es eben nicht sein sollte: mal abwarten, mal über mich selbst nachdenken, mal eine Ausrede finden, wieder ein bisschen über mich selbst nachdenken – das ist unnötig und unproduktiv. Ich hätte schnell mit meinem weißen Gesicht im Laden nachfragen können, warum das Plakat da hängt und warum sie überhaupt dieses Produkt verkaufen. Mir hätte sie nicht gesagt, ich solle es nicht persönlich nehmen.

Es gibt einen Satz, den ich von Romeo gelernt habe und an den ich mich zu halten versuche als weiße Person in einer Gesellschaft mit weißem Gewaltmonopol: Störungen haben Vorrang!

Denn der Status quo ist nicht bewahrenswert.

R: Meine Lebensgefährtin betrügt meine Sinne nicht. Sie ist da, mit all ihrer Transparenz, Stärke und Verletzlichkeit. Mit dieser Liebe habe ich mich noch einmal dem Leben zugewandt.

In unserem Beziehungsalltag enttarnen wir gemeinsam eine rassistisch verklebte und verlogene weiße Gesellschaft.

Queer ist unsere Ressource.

Queer ist unsere Sprache.

Unser Leben ist Widerstand.

Wir halten das Band. Und wir halten dagegen. Wir sagen ihnen, dies ist mein und dein Leben.

This life is made by me and you.

Draußen im Garten.



BILD: ZVG

